

**HEYNE <**

## Der Autor

Heinz Sobota wird 1944 als Sohn eines Bankangestellten geboren. Mit kleineren Diebstählen beginnt er seine kriminelle Karriere, versucht seinen Vater umzubringen, wird wegen Raubes verurteilt und in eine Strafanstalt eingewiesen. Im Wiener Milieu ist er als Zuhälter und Gewalttäter bekannt. Sein Roman *Der Minus-Mann* entsteht in etwa sieben Wochen, während der Haft Sobotas in einem Marseiller Gefängnis. Heinz Sobota lebt in München.

HEINZ SOBOTA

# DER MINUS-MANN

*Ein Roman-Bericht*

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*

liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

37. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe

Copyright © 1978 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Copyright © 1980 by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2011

Umschlagillustration: Antonio Mo, Getty Images

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Herstellung: Helga Schörnig

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-01111-3

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Dieses Buch widme ich mir selbst*



*Wenn einer nicht den Mut hat,  
seine Mutter zu ficken,  
sollte er wenigstens seinen Vater  
erschlagen.*





*Mit fünf Jahren, 1949*

Das Gesicht des Vaters ist hart und kantig. Hänge, verschneit, hinter dem Zugfenster. Verhüllte Bergspitzen. Mutter sitzt still. In ihrem Gesicht ist nicht viel.

Ich bin das einzige Kind. Wir sind eingeladen, bei Bekannten, im Nachbarort. Da gibt es ein Mädchen, Monika, ebenso alt wie ich. Sie mag ich. Andere Mädchen kann ich nicht ausstehen. Sind betulich und riechen nach Seife und Furcht.

Vor einigen Tagen war sie mit den Eltern bei uns. Ich habe ihr versprochen, heute werden wir einen Schneemann bauen.

Der Zug hält. Wir sind angekommen. Sie erwarten uns. Monika ist klein, pummelig. Ihre Mutter resolut und gelbhaarig. Der Vater dahinter, schwächig.

Wir laufen vor den Erwachsenen her. Ich werfe sie in den Schnee. Sie hält mich an den Beinen fest. Wir purzeln übereinander. Ich ziehe sie an den Haaren hoch. Sie schreit. Ihre Mutter lacht. Vor dem Haus dehnt sich eine glatte Schneefläche. Die Eltern gehen ins Haus.

Monika rollt schon eine Schneekugel. An einem anderen Fleck, weitab, beginne ich dasselbe. Nach einigem Hantieren sind meine Finger klamm und rot. Meine Fäustlinge sind weg. Ach ja, ich habe sie meiner Mutter gegeben.

»Ich hole mir meine Handschuhe«, sage ich. Sie nickt, budelt weiter. Vor dem Eingang stampfe ich mir den Schnee von den Schuhen. Da kommen meine Mutter und Monikas Vater aus dem Haus. »Wo sind meine Fäustlinge?« sage ich. Mutter reibt

meine Hände. »Im ersten Stock, im Zimmer neben der Treppe, dein Schal liegt daneben, binde ihn um«, sagt sie, »der Onkel und ich gehen zur Großmutter.« Sie deutet auf ein geducktes Haus jenseits der Schneefläche. Der Mann und sie gehen miteinander redend davon. Ich drücke die große, schmiedeeiserne Türklinke auf und gehe zur Treppe. Ein dicker Teppich schluckt das Geräusch meiner Schritte. Im Stockwerk steuere ich auf die Tür neben dem Treppenende zu. Ich vergesse anzuklopfen. Ich öffne. Die Türe ist schwer, schwingt aber lautlos in den Angeln. Noch in der Bewegung sehe ich die Frau und meinen Vater auf dem Bett, seitlich an der Wand des Zimmers. Sie bemerken mich nicht, vielleicht auch, weil ein großer Kasten vorsteht und ich die Türe bis auf einen Spalt schliesse. Ich schaue. Der Mann zwischen den Beinen der Frau ist mein Vater. Er hat keine Hose an und drückt sein Gesicht gegen die Frau. Die Frau ist Monikas Mutter. Das gelbe Haar liegt über die Polster gebreitet. Sie stöhnt und hat das Kleid bis über den Bauch hochgeschoben, darunter ist sie nackt. Mein Vater bewegt sich zwischen ihren gespreizten Beinen auf und nieder. Jetzt werden ihre Bewegungen heftiger und wilder. Dann stöhnt mein Vater, die Frau schreit auf und wirft die Beine um meinen Vater ...

Was tun die beiden? Ich habe die Tür langsam zugemacht, jetzt drücke ich sie geräuschlos ins Schloss. Das Stöhnen habe ich in den Ohren, das Bild vor Augen. Ich gehe zur Treppe, bleibe dort stehen, das Gesicht gegen die Wandtäfelung gedrückt. Plötzlich denke ich an Mutter.

Er hat doch eine Frau, wozu braucht er die gelbhaarige Frau zu umarmen und zu küssen? Er hat sie umarmt, ich habe es gesehen. Hose hat er auch keine angehabt, und die Frau war auch halbnackt. Etwas sträubt sich in mir gegen das Geschehene – Wellen von Abwehr und Ekel laufen über mich hin. – Ich

muss zu Mutter. Dann laufe ich die Treppe hinunter und aus dem Haus.

Monika wirft mir Schnee nach. Sie ruft mir etwas zu, aber in meinen Ohren braust es. Ich kann nichts verstehen. Ich laufe über das Schneefeld zu dem kleinen Haus. Auf den Stufen zögere ich und setze mich, vielleicht ist es besser zu warten, bis meine Mutter kommt.

Eine unerklärliche Scheu lässt mich das Haus nicht betreten ... was ich gesehen habe ... undeutlich weiß ich, dass es gegen die Mutter gerichtet ist. Oft schon hat Mutter, wenn Vater auf Reisen war, zu mir gesagt: »Jetzt bist du der Mann im Haus, du wirst mich schon beschützen.« Ich wurde ganz stolz und aufgeregt. Lange lag ich wach und versuchte die Angst zu überwinden, wenn im Dunkeln der alte Schrank knarrte oder in Föhn Nächten Dachlawinen zu Boden donnerten. Jetzt hier auf den Stufen denke ich nach – und plötzlich erscheint mir Mutter sehr schutzlos. Wenn ich an Vater denke, gärt es in mir und ich möchte wegschauen. Gehörte er noch zu uns ... zu uns? Ich weiß es doch nicht. Aber irgendwie erscheint es mir, als wäre er aus einem Zimmer gegangen, in dem wir drei waren, und hat eine Türe geschlossen – und in der Wand, wo die Türe war, ist nichts mehr, was auf eine vorhanden gewesene Öffnung hinweist. Sie – Vater und Mutter – sind doch eine Einheit, und das ist jetzt nicht mehr sicher. Es war doch so selbstverständlich, dass sie zusammengehörten ... es störte mich auch nicht allzu sehr, dass Vater oft verreist war – wenn er nach Hause kam, erzählte er von Wäldern und den Feinden an irgendeiner verschwommenen Grenze, den Russen und wie er gegen sie kämpfte. Er hat im Rucksack einen Hammer, und mit dem hämmert er sein Zeichen in die Baumstämme. Er muss viele Baumstämme anschauen, und die gesunden sucht er aus. Da-

raus werden dann Eisenbahnschwellen gemacht. Vater – er ist da und ich kann ihn nicht fortschicken, obwohl ich das jetzt gerne möchte – aber wenn ich groß bin, werde ich es tun, wenn ich groß bin – wie Männer eben groß sind, oder noch besser, ein Stückchen größer und reich. So reich wie Vaters Chef, der dicke Mann mit den kleinen, harten Augen und dem großen, neuen Auto, in dem mir schlecht geworden ist, als er Mutter und mich einmal ein kurzes Stück mitnahm. Ja, wenn ich groß bin, dann werde ich ihn wegschicken, und Mutter bleibt bei mir. An Vater zu denken ist unangenehm. Warum ist es so unangenehm? Die Frau da und die Bewegungen, dann vermeine ich die Laute wieder zu hören ...

Ich sitze und schaue zu Monika, die versucht hat, einen Schneemann zu bauen. Sie trägt eine Schneekugel, den Kopf, dann lässt sie sie fallen und die Kugel zerbricht. Sie dreht sich zu mir, lacht und winkt. Ich kann nicht zurücklachen, ich habe einen Kloß in der Kehle und die Stufe ist kalt.

Ich habe nicht oft geweint, und wenn, dann lautlos und in der Nacht. Mein Vater, der Mann in dem Haus da drüben, hat immer gesagt: »Du hast nicht zu heulen, oder du bist ein Mädchen, prügel dich, und bevor du zu heulen beginnst, schlag lieber noch einmal hin, klar!«

Ich merkte es mir, manchmal war es mir schwergefallen. Bei den Ohrfeigen und Prügeln, die ich von ihm bekam. Ich habe die Tränen eben hinuntergewürgt, weinte nie, nur manchmal – nachts, leise, allein.

Mutter kommt nicht. Das Mädchen ist ins Haus gegangen. Ich bin zornig und ohnmächtig. Er, er soll bei der gelbhaarigen Frau bleiben, Mutter und ich werden fortgehen, am besten gleich jetzt – ohne auf Wiedersehen zu sagen –, einfach weggehen. »Heinz!« Dann wieder: »Heinz«, es ruft mein Vater. Groß

und drohend ist seine Gestalt im schwindenden Licht. Widerwillig stehe ich auf und gehe ihm entgegen. Ich will nicht gehorchen – ihm nicht – dann flackert es auf – tief in der Brust – anrennen will ich gegen ihn ...

1956

Alter Staub tanzt in die Lichtbalken. Schräge, ausgeleuchtete Pyramidenstümpfe fallen durch die niedrigen Fenster. Auf die Hobelbank, auf die Bretter am gestampften Lehm Boden. Die Wände, ehemals weiß gekalkt, sind mattgrau. Ein alter, wurmzerrfressener Kasten lehnt dagegen. Eine dunkel gebeizte Truhe steht daneben, massive, an den Kanten gerostete Beschläge sind mit einem großen Vorhängeschloss verbunden. Maiskolben, goldfarben, mit lichten, spröden Blättern hängen an Stangen von der Decke zum Trocknen. Eine Fliege summt um den rundgeschlagenen Amboss auf der Werkbank. Stemmeisen, Hobel, Feilen, Bohrer hängen an einem Werkzeugbrett zwischen den Fenstern. Eine große Marktwaaage steht verstaubt in einer Ecke, Gewichtsstücke liegen am Wägebrett. –

Der alte Mann sitzt auf einem geschweiften Lehnstuhl neben dem Kasten. Den linken, den steifen Fuß hat er geradegestreckt. Er liest in einem abgegriffenen Gebetbuch. Er ist achtzig und mein Großvater. Er legt das Buch auf die Truhe, greift nach seiner Pfeife. Langgeschwungen, mit großem, geräumigem Kopf, hängt sie in einer Schlaufe am Kasten, in Griffweite. Unter dem Brustlatz seiner großen blauen Schürze kramt er nach dem Tabaksbeutel, dann stopft er zwei Prisen von dem dunklen Kraut in die Pfeife und zündet sie an. Er raucht, spuckt dann zwischen die Bretter auf den Fußboden und wartet ohne Ungeduld.

»Vor zwei Monaten haben sie mich geholt, jetzt schicken sie mich wieder in ein Heim«, sage ich.

Seit einer Stunde hockte ich auf der Hobelbank, schnitze an einem Stück Rinde. Der alte Mann wusste genau, dass etwas Unangenehmes passiert war, aber er drängte mich nie zu reden. Er saß da, und ich merkte seine stille Freude über mein Kommen. Die Türe, nur angelehnt, knarrt leise. Eine von Großvaters vier Katzen, ein breitschädeliger, würdevoller Kater, erscheint, zeichnet gemessen mit dem Schwanz einen Kreis in die Luft und springt auf das rechte Knie des Großvaters. Mich beachtet er nicht, gähnt, zeigt ein rosiges, nadelspitz gezähntes Maul, schließt die Augen und beginnt, laut zu schnurren.

»Hoonsi – auf an Johr geht's schon«, sagt er mit weichen, gedehnten Worten. Er ist Ungar, spricht auch meistens Ungarisch, aber mir haben weder meine Mutter noch Großvaters zweite Tochter, Tante Gisa, diese Sprache beigebracht. Großvater und ich hatten eine eigene Sprache, ein für andere unverständliches Kauderwelsch. Ungarische und deutsche Brocken vermengt. Er sprach meinen Vornamen nie richtig aus.

Sein Bein war nach einer Kriegsverletzung im ersten Weltkrieg, als er bei den Honvedhusaren war, steif geblieben. Auch ein Auge hatte er verloren. Sein großer, an den Spitzen hochgedrehter Schnurrbart, seine graue Kutschermütze, die breiten, braunen Hände – ich liebe den alten Mann. Um ihn geschah meine Kindheit. Er hatte das Holzsword geschnitzt und geleimt und für meinen ersten Indianerkopfschmuck hatte er dem laut protestierenden Hahn die grellsten Federn aus dem Schwanz gezogen.

Das ist viele Jahre her. Mit fünf holten mich meine Eltern zu sich, dann blieb ich drei Jahre bei ihnen, besuchte die Volksschule und kam dann ins Gymnasium und ins Schülerheim.

Vor zwei Monaten haben mich meine Eltern aus dem Internat genommen, und vor vier Tagen wurde ich aus der Schule geworfen. Wegen unsittlichen Verhaltens ... mit Mädchen.

Realgymnasium Mattersburg – Herbst 1956 – was war geschehen?

Eine Professorengruppe hatte sich kriminalistisch betätigt, unzählige Verhöre waren durchgeführt worden. Dritte Klasse – zwanzig Buben und zehn Mädchen – wurden vernommen, auch das Tochterchen des Direktors ... ein kleines, süßes, blondes Biest, mit züchtig niedergeschlagenen Lidern und wippendem Röckchen kam sie vom Verhör ... dann die Nächste, eine geile Ziege mit Kulleraugen, dann die, dann der, dann ich.

Frage: »Hast du ihr auf die Brust, unter den Rock, unter das Höschen gegriffen?«

Antwort: »Ja.«

Sie war zwölf, wie ich. Ihre Brust war flach wie ein Brett, den Pullover hat sie selbst gehoben ...

Frage: »Hast du ihr von rückwärts zwischen die Beine gefasst, die nackte Haut oberhalb der Strümpfe berührt und sie unter dem Höschen gestreichelt? Wenn sie sich gewehrt hätte, hättest du sie schlagen wollen?«

Antwort: »Ja.«

Sie war ebenfalls zwölf und gut entwickelt. Sie hatte sich, wenn ich hinter ihr stand, vorgebeugt und die Beine leicht gespreizt – zu bedrohen brauchte ich sie nie.

Frage: »Hast du dich vor sie hingestellt und ihr dein Glied gezeigt und sie aufgefordert, es zu berühren; als sie nicht wollte, hast du sie dazu gezwungen?«

Antwort: »Ja.«

Sie ließ die Hand auch dort und bewegte die Finger vor und zurück.

Frage: »Hast du sie auf der Mädchentoilette entkleidet, sie aufgefordert, auf die Muschel zu steigen, ihre Brust, ihre Scham geküsst? Hast du sie bedroht, wenn sie dich meldet, sie zu schlagen?«

Antwort: »Ja.«

Sie trug ihr Höschen nicht am Körper, sondern in der Schultasche. Sie stand auf der Muschel, die Augen geschlossen, und ihre Hände streichelten in meinem Haar.

Alle Beteiligten wurden strengstens gemahnt, ich relegiert. Jetzt sprechen meine Eltern wieder davon, mich in ein Internat zu geben. Ich will nicht. Mir haben die drei Jahre bisher gereicht. Große, eisige Schlafsäle, schlechtes Essen, launische Präferenzen und sadistische Hilfserzieher.

Wenig Freizeit, viel Beten und noch mehr Prügel, das waren meine Erinnerungen an die letzten drei Jahre. Meinen Eltern hatte ich davon nie erzählt. Der Vater hätte mich ausgelacht und mir vorgeworfen, ich sei weich und ängstlich, und Mutter – für sie sind Professoren und Erzieher unfehlbare Autoritäten. Ich erzähle dem alten Mann stockend, was geschehen war und was kommen sollte – dann schweigen wir eine Weile. Großvater raucht, er denkt wohl nach. Ein Jahr, meint er, sollte ich wieder versuchen, ein Jahr, ihm zuliebe. Ich nehme seine verarbeitete, schwielige Hand.

»Ein Jahr lang, ich werde es versuchen.« Er nickt bedächtig.

Sorgsam greift er der Katze unter den Bauch, stellt sie zu Boden. Er erhebt sich mühsam, greift nach dem dunklen Stock, mit dem er sich beim Gehen hilft. Er geht zur Werkbank, öffnet eine Lade und gibt mir daraus ein Päckchen, unwickelt mit einer Papierserviette. Ich weiß, dass eine Bäckerei darin ist. Seit vielen Jahren hat der alte Mann die Gewohnheit, wenn meine Tante gebacken hat, mir einige Stücke davon aufzuheben. Hin



und wieder vergisst er es und dann ist der Kuchen monatealt und verdorben. Diesmal sind einige frische Anisschnitten in dem Papier. Ich bedanke mich und stecke die Kuchen in die Tasche.

Großvater hat vor vielen Jahren ein Pferdefuhrwerk besessen und ist viel in der Gegend herumgekommen, als Frächter in den Orten rund um Ödenburg. Jetzt bestellt er den Garten, betreut die Hühner und Katzen. Im Sommer sitzt er gerne unter dem riesigen Nussbaum und lässt sich die Sonne auf sein schmerzendes Bein scheinen. In den letzten Wochen hatte ich erst begriffen, dass Großvater sehr einsam war. Der alte Mann ist tagsüber alleine im Garten. Abends sitzt er in der großen Küche und schaut durch das Fenster auf die Straße hinaus. Er schaltet selten das Licht an, und wenn es ganz dunkel ist, streift er die Katzen von seiner Schürze und humpelt in sein Zimmer.

Meine Tante besorgt seine Wäsche, seine Mahlzeiten, mit meinem Onkel hatte ich ihn nie sprechen hören. Der alte Mann war immer verschlossen gewesen. Bei schlechtem Wetter blieb er tagsüber in dem ehemaligen Pferdestall, der nun als Brennholzschuppen dient; in dem abgeteilten Raum, in dem wir sind, las er in seinen alten ungarischen Gebetsbüchern.

Der alte Mann sitzt nun wieder friedlich, die Katze hat es sich wieder auf seinem Schoß bequem gemacht. Er sieht mich an, und in seinem Blick ist keine Eile.

»In einem Monat sehen wir uns dann«, sage ich und gehe.

Das Kloster ist graugelb und mit einer hohen Mauer umgeben. Der Gasse zu schließt an die Mauer der Kirchenbau an.

Kapuzinerkirche und Kloster in einem in Wiener Neustadt. Neun Zöglinge zwischen zwölf und siebzehn Jahren, enge Zimmer, lange, dumpfe Gänge, Wecken um halb sechs Uhr früh,

ministrieren in der eisigen Kirche, jede Woche zwei andere, dann Frühstück im Refektorium.

Zehn vor acht ab in die Schule, drei Gassen weiter, ein großes gelbes Haus, gegenüber ein Park, alte, knorrige Bäume. In der Halle hinter den Flügeltüren der Schulgeruch nach Tinte, Moder, feuchten Kleidern, Brot und Pisse. 47 Schüler in der Realschulklasse, ein hysterischer Klassenvorstand. Ich schlafe als zuletzt Gekommener auf dem hintersten Platz, der Eselsbank. Dann zurück in das Kloster, Mittagessen um zwei Uhr, eine mürrische Köchin, der aufsichtführende Pater rülpst und liest im Brevier. Bettelmönche mit Riesenbäuchen und wieselinken, harten Augen, salbungsvolle Schwärmer, unfähige Erzieher. Freistunde bis halb vier. Fußball auf dem staubigen Platz zwischen den Mauern, dann Studierzeit bis sechs Uhr, dann Abendessen, eine Viertelstunde Freizeit, dann Studierzeit bis halb neun Uhr, dann Abendessen bis halb zehn Uhr, waschen. Licht aus. Ich schlafe beim Abendgebet ein, werde bestraft, Kirche reinigen während der Freizeit, ich klaue den Messwein, schleiche mich auf den Turm über schwindelnde Holzgerüste, dort trinke ich. Eine halbe Flasche pro Tag, dann stehle ich weiter – Zigaretten und Wein – manchmal bin ich betrunken, aber ich lerne schnell, es zu verbergen, dann schleiche ich nachts auf den Turm und trinke, da bin ich sicher. Nie falle ich über die schmalen, schwankenden Bretter, die in acht Meter Höhe über der Decke des Kirchenschiffs laufen. Manchmal borgt mir ein Pater sein Luftdruckgewehr, dann schieße ich auf Tauben und Menschen gegenüber im Park, aber durch das hastige Trinken bin ich immer sehr schnell betrunken, und dann verschwimmt das Ziel, vielleicht trägt das Gewehr auch nicht so weit. Manchmal kommen Mädchen von der katholischen Jungschar ins Kloster. Ihre schrillen Stimmen hallen über

die Gänge. Dann lässt sich eine von mir den Turm zeigen. Wir knutschen, ich ziehe ihr das Höschen aus, gebe ihr zu rauchen und zu trinken. Dann wird ihr übel, und sie weint. Das ärgert mich. Wenn diese idiotische Kuh davon redet, zu Hause, oder zu den anderen. Ich drücke ihr den Gewehrlauf an die Stirn.

»Nicht, das ist gefährlich, einem in der Schule ist damit ein Auge zerstört worden«, heult sie auf.

Ich bohre mit den Fingern in ihr und dann sind meine Finger blutig und sie schreit und schluchzt.

»Ich schieß dich in den Kopf, wenn du mit jemanden darüber sprichst«, sage ich und wische das Blut ins Taschentuch.

»Du hast mir wehgetan«, plärrt sie und deutet auf den dünn beflaumten Schlitz: »da unten.«

Aber sie kommt wieder und schweigt. Meine Leistungen in der Schule sind bemerkenswert, im zweiten Trimesterzeugnis, vier Nichtgenügend, in Deutsch, Englisch, Mathematik und geometrischem Zeichnen. Meine Mutter kommt zur Sonntag-nachmittagsmesse und ist gerührt über meine messhelferische Tätigkeit im roten Rock und dem weißen Chorhemd. Dann zeige ich ihr das Zeugnis. Sie fällt fast in Ohnmacht.

»Der Vater erschlägt dich«, sagt sie und ringt die Hände. Ich lutsche Pfefferminzbonbons, damit man den Wein nicht riecht. Ich bin eher sorglos. Dann wachse ich acht Zentimeter in zwei Monaten, bin zwölfteinhalb und einszweiundachtzig groß, mit siebenundfünfzig Kilo.

Ich breche zusammen und liege dann zu Hause, gepflegt, gehätschelt und verwöhnt. Bin Mittelpunkt, sie sprechen leise, wenn sie ins Zimmer kommen, die Ärzte und der Vater, die Mutter und fremde Leute. Man redet vom armen Kind und Epilepsie. Kein Mensch fragt nach dem Zeugnis oder meinen nikotingelben Fingern.

Elektroencephalogramm und monatelange Beobachtungen in der neurologischen Klinik. Kapazitäten bohren und wühlen, und ich schweige verschlossen. Psychiater und Psychologen, Heilmagnetiker und Hypnotiseure. Ich lebe in Wartezimmern von Ordinationen und Séancezimmern, sie klopfen an meinem Kopf, verschreiben Dutzende Medikamente, schreiben dicke Gutachten, kassieren Honorare und zucken bedauernd mit den Achseln. Mein Vater ist unsichtbar, Mutter und meine Tante haben das Kommando übernommen. Und als Wien fertig konsultiert ist, kommen Zürich und Frankfurt, obskure Wunderheiler und schlechtriachende Handauflegerinnen. Nach sieben Monaten bin ich kurz vor dem Überschnappen, dann spricht Großvater ein Machtwort.

»Loßts den Buam sogn wos er wüll«, sagt er und sein Schnurrbart wippt bös auf und nieder.

Ich gehe nach Laa an der Thaya ins Internat, lerne in vier Wochen den Stoff von vier Monaten nach, habe drei Freundinnen, bin Kettenraucher und bekomme das erste Geld von einer Nutte. Sie heißt Frieda, ist achtzehn und geht am Wochenende in Wien auf den Strich. Sie küsst an meinem Schwanz herum und alles wäre herrlich, doch dann verprügelt mich ihr Zuhälter.

Er war zwanzig Kilo schwerer und zehn Jahre älter. Vier Tage kann ich kaum auf den Beinen stehen.

»Dir tut etwas sehr weh«, sagt sie, Jasna, elfenhaft und lieb, vierzehn, und ich knurre.

»Nein«, und verliebe mich in sie. Händchenhalten und zarte Küsse. Daneben organisiere ich eine Diebesbande. Die fliegt auf, einer verpfeift mich, und mein Vater erscheint nach acht Monaten auf der Bildfläche. Er erschlägt mich beinahe, der dazwischentretende Erzieher verhütet das Ärgste. Jasna leckt

meine Wunden, und ich hasse den Alten zum ersten Mal so, dass ich ihn umbringen möchte.

Mein unschuldiges Verhältnis widerspricht herrschenden Moralauffassungen. Ende des Schuljahres erhalte ich ein akzeptables Zeugnis und bin mit einem Genügend in Betragen wieder relegiert.

»Du bist nichts als ein Haufen Scheiße im Körper eines Menschen«, sagt mein Vater, und Mutter weint bekümmert.

Alles trägt Bluejeans.

»Dieser amerikanische Dreck kommt mir nicht ins Haus«, tobt mein Vater, als ich den schüchternen Wunsch äußere. Bill Haley, Eddie Cochran und Elvis Presley sind mir verboten zu hören.

Wegen eines Posters von Little Richard befiehlt mir der Vater vierhundert Kniebeugen, nach zweihundert komme ich nicht mehr hoch. »Damit du mich in Zukunft mit Niggerfratzen verschonst«, sagt er. Ich klaue fünftausend Schillinge, kaufe mir fünf Bluejeans, einen genieteten Gürtel und die erste Flasche Whisky meines Lebens.

In einem dreckigen Hotel am Ende der Wiedner Hauptstraße erwache ich zwischen zwei grellen Nutten. Sie streiten um jede Berührung, oder besser um jeden grünen Lappen. Eine säuft meine Pisse, und die andere lehrt mich sie lecken.

»Steck ihn mir in den Hintern«, sagt sie, und ich tue es. Die zweite masturbiert, und blau geäderte Brüste quellen in mein Gesicht.

Dann ist das Geld zu Ende, die Pissoirforellen verschwunden, und ich breche bei meinem Onkel, einem pensionierten Gendarmerieoberst, ein und klaue seine Pistole, eine winzige Steyr Kal. 6.35 mit Kipplauf. Nach fünf Tagen Streunen halte ich an einem Vormittag einem Urlauberehepaar die nicht gela-

dende Waffe unter die Nase und fordere die Urlaubskasse. Sie sind alt und haben kein Geld, ich lasse sie gehen und warte auf Lukrativeres, dann erscheint die Gendarmerie, und ich bin festgenommen.

Abends werde ich meinem Vater übergeben. Der Alte ist steinern und schweigsam. Drei Tage später sitze ich wieder in einer psychiatrischen Beobachtungsstation.

»Er ist nicht normal«, sagt mein Vater, und Mutter nickt beglückt im Kummer über diesen ehrenwerten Ausgang. Dann wandere ich unter die staatliche Erziehungsknute nach Allensteig. Die Gruppenschwester ist spätjüngferlich und versucht, verdrängte Sexualität in ungeheurem Gerede zu sublimieren.

»Stell dich in die Ecke, du Schwein, und beruhige dein Glied«, sagt sie zu mir, als ich bei der Badeschwanzkontrolle, ob der Eichelkäse auch gewegewaschen ist, mit einem erigierten Ast auftauche. Nach dem Abendgebet wuchst mir ein kleiner, zarter Schwuler täglich einen ab. Die Nachtschwester sieht aus wie die Medusa, und ich gehe nachts nie pinkeln, ich habe Angst, sie könnte mir vielleicht begegnen. Die männlichen Erzieher machen sich einen Sport daraus, zu testen, wie viele Ohrfeigen ein Zögling aushält, bevor er umfällt. Einer bringt es bis auf neun, und das bleibt lange Rekord, weil sich die Buben vorher zusammenfallen lassen, der mit den neun hat einen Trommelfellriss, das möchte keiner riskieren.

Mit der Absolvierung der achten Klasse Volksschule beende ich meine schulische Ausbildung, dann verlasse ich Allensteig mit subtilen Kenntnissen über die Methoden staatlich gelenkter Erziehungsstätten.

Die Ferien verbringe ich bei den Eltern, sogar mein Vater spricht hin und wieder mit mir.

Der Sommer ist eine weite, sonnenbeschienene Wiese, Mädchen sind darin, weit geöffnete, frischfarbige Blumen.

Der Alte versucht ein Aufklärungsgespräch in Gang zu bringen. Ich höre höflich zu, dann verheddert er sich. »Danke, ich weiß Bescheid«, sage ich. Er wird menschlich und schlägt mir verlegen oder erleichtert auf die Schulter.

»Das Wichtigste im Leben des Menschen ist die Schulbildung«, sagt mein Vater, und ich wandere im Herbst ins Bundeskonvikt nach Horn zum Besuch der Aufbaumittelschule, fünfjährige Abiturvorbereitung ohne Alterslimit. Innerhalb einer Woche schaffe ich es, mit zwei um vier Jahre älteren Leibwächtern als Jüngster die Klasse zu beherrschen. Veronika und Lore heißen der angenehme Tribut, der an mich entrichtet wird. Tausend Schilling Taschengeld, die braunhaarigen Wesen, Tennis und Trinkgelage nachts im Schlafsaal mit Törless'schen Spielchen verbrämt, lassen mir kaum Zeit für die schulischen Anforderungen. Der Klassenvorstand benützt einen meiner aggressiven Verschleierungsversuche.

»Ich habe das Heft vergessen ... na und?«

Mit einer breit angelegten Vorhaltung aller meiner Disziplinarvergehen, die in meinem Schülerbeschreibungsbogen getreulich festgehalten sind ... coram publico.

Irgendwo reißt bei mir der Faden ab. Ich verschwinde aus Schule und Konvikt und besorge mir durch einen Einbruch wieder fünftausend Schilling. Wenige Tage darauf werde ich verhaftet und ins Gefängnis beim Jugendgerichtshof in Wien eingeliefert. Unter sechzehn ist Rauchen verboten, und ich verkaufe mein Essen für Zigaretten, bis mir die Knie weich sind und vor lauter Hunger ein Darm den anderen frisst. Ich lerne, mich wirkungsvoll zur Wehr zu setzen, den Tritt in die Eier, meine oftmals vorbestraften Zellenkameraden vermitteln mir



Heinz Sobota

## **Der Minus-Mann**

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-01111-3

Heyne

Erscheinungstermin: April 1980



[Der Titel im Katalog](#)